

13)

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Es war eben dieses Pflichtgefühl und dieser Familienstolz, der den Marchese wieder und wieder antrieb, die Rechenaufgabe seines Lebens zu lösen und nach dem Grunde zu fragen, daß das Fazit ein so geringes geworden, da er doch in Ehrlichkeit und Treue gegen die alten Traditionen der Familie gelebt hatte.

An diesem schwülen Sommernachmittag sollten ihm wieder die sorgfältigen Aufzeichnungen von seinen ersten archäologischen Reisen vor fast einem halben Jahrhundert den Beweis liefern, daß er schon von jungen Tagen an seine Aufgaben mit vollem Ernste erfaßt hatte.

Bei dieser Arbeit fand er mitten zwischen den Papieren ein Blatt aus einem Notizbuche mit einem Vers, den er vor so vielen Jahren niedergeschrieben und längst vergessen hatte.

Er las ihn mit großem Vergnügen und rief seine Frau herbei.

„Hier, sieh nur, Ersilia! Ein Vers aus der Zeit, wo ich jung und Dichter war.“

Marchesa Ersilia kam herein und las die Verse.

Sie war zehn Jahre jünger als ihr Mann, ernst und schweigmäßig, selbst in der Hitze des Sommers stets schwarz gekleidet.

Die Verse schilderten eine Liebesepisode auf den Ruinen Karthagos.

„Sind sie nicht schön?“ fragte der Marchese, von einer kindlichen Freude erfüllt, die sein ehrwürdiges Gesicht so gewinnend machte.

„Sehr schön!“ erwiderte die Marchesa, ohne mit einer Miene die Veere zu verraten, die sie fühlte. Eine konsequente Freundlichkeit, eine beherrschte Schmeichelei waren die Mittel, mit welchen sie sich bestrebt, in großen Dingen ihren Einfluß auf Mann und Kind zu bewahren.

Lidda kam hinzu und trat hinter die Eltern.

„Was habt Ihr da?“

„Das ist eigentlich nichts für Dich. Nicht wahr, Ersilia?“

„Ach, warum nicht? Dies nur, mein Mädchen!“

Da Greca saß gespannt da und folgte ihrem Ausdruck, während sie las. Als sie fertig war, legte sie lächelnd die Arme um des Vaters Nacken, hob die Augenbrauen schelmisch empor und fragte:

„Weißt Du es auch nur ganz gewiß, daß sie Dich küßte, Vater?“

„Ja, das hat sie ganz sicher getan!“

„Aber Du kannst Dich nicht daran erinnern?“

„Nein — erinnern kann ich mich nicht geradezu.“

Sie setzte sich auf seinen Schoß wie ein kleines Mädchen, legte ihre Hände auf seine Wangen und sah ihm mit ihrem Schelmenblick in die Augen.

„So ein schlimmer, schlimmer Papa!“

Während sie so saßen und plauderten, hörten sie rasche Schritte im Salon.

„Das ist Angelo!“ sagte sie und sprang auf.

Sie fühlte sich überrumpelt, der Atem verging ihr, denn sie hatte sich vorgenommen, ihn fühlen zu lassen, wie weh er ihr mit seinen Ausschweifungen tat.

Sie rührte sich nicht von der Stelle; die Mutter aber, die die Lage in einem Nu erfaßte und das auffällige Benehmen ihrer Tochter zu verdecken bemüht war, trat ihm mit ungewöhnlicher Freundlichkeit entgegen; und als er Lidda umarmte, fühlte diese bloß aufs neue den Zauber, ihm nahe zu sein und sich an seinen Liebesungen zu berauschen.

Angelo war weder groß noch stattlich — er war erst zweiundzwanzig Jahre —, aber in seinem Körper war geschmeidige Kraft, und in seinem kühnen Antlitz glühten unter den langen schwarzen Wimpern die großen betörenden Augen seiner Mutter.

Er war in strammstehenden Hosen gekleidet, trug ein buntes Hemd und einen flaschengrünen Seidenschlapp. In seinen braunen Stiefeln, von denen vor seinem Eintritt sorgfältig jedes Stäubchen gebürstet war, konnte man sich spiegeln.

Er trug ein Armband um das dünne Handgelenk, und die schmalen Finger waren mit Ringen geschmückt.

Lidda zog ihn instinktiv in den Garten hinaus — aus der Nähe des Vaters. Im Gartenzimmer saß, wie guter Ton und Schlichtheit erheischten, Marchesa Ersilia und behielt die beiden Verlobten, die nicht einen Augenblick allein gelassen werden durften, im Auge.

Auf der Bank unter den blühenden Oleandern, wo das unermessliche Panorama sich vor ihnen eröffnete, ließen sie sich nieder. Schon begann die Abendbrise Kühlung zu verbreiten. Angelo hatte seinen Arm um Liddas Schultern gelegt. Ihr weicher Körper versehte ihn wie immer in Fieber. Aber er war schläfrig.

Zwischen zwei Küßen legte er die Hand vor den Mund und gähnte.

Lidda empfand dies Gähnen als eine Beleidigung. Ein heißer Strom schoß in ihr auf; sie machte sich aus seinem Arm frei und erhob sich. Es bebte um ihre Mundwinkel.

„Du gähnst immer, wenn Du bei mir bist!“

Es waren die ersten zornigen Worte, die er aus ihrem Munde hörte.

„Aber Lidda!“

„Wenn Du Dich in meiner Gesellschaft so langweilst, brauchst Du ja nicht zu kommen!“

Er erhob sich und wollte ihre Hand ergreifen.

„Nein, laß mich, Du kümmerst Dich ja so wenig um mich, daß Du Deine Nächte mit anderen verbringst.“

„Was tue ich?“

„Woher kamst Du vorgestern morgen, als wir Dich trafen?“

In diesem Augenblick fiel Angelos Blick auf Belladonnas Fenster. Da stand er oben und beobachtete sie durch den Feldstecher. Er fühlte, wie das Blut, erregt durch den Schimpf und eine plötzlich erwachte Eifersucht, ihm in den Augen brannte.

„Nun begreife ich!“ sagte er und setzte seinen Strohhut auf. „Du wolltest ein Motiv haben, mich loszuwerden, so daß die Schuld mein würde! Du hast Dich in Belladonna verliebt!“

„In Belladonna!?“ Klang es überrascht.

„Ja, gerade in ihn! Glaubst Du, ich weiß nicht, daß ihr vorgestern den ganzen Nachmittag beisammen wart? Du hättest das gleich sagen können! Ich bettele nicht um Deine Liebe!“

Die Mutter kam bestürzt herbei, um zwischen ihnen zu vermitteln, aber Angelo hatte sich schon in seine hochtragische Rolle verliebt und wollte nichts von Veröhnung hören.

Der Marchese war eben in das Gartenzimmer gekommen, als er die lauten Stimmen hörte.

„Was geht hier in meinem Hause vor?“

„Näch Sie klage ich an!“ rief Angelo. „Sünten Sie meine Braut so? Habe ich mich verlobt, damit Sie zwischen meiner Braut und einem fremden Manne Stelldichens arrangieren?“

„Schweig, Bubel!“

„Mag sie jetzt nehmen, wer da Lust hat! Das Weib, das Angelo Del Chiaro ehelicht, soll rein und ohne Makel sein! Sie soll nicht jedermanns sein!“

Marchesa Ersilia klammerte sich an La Grecas Arm, so daß er nicht zuschlagen konnte. Angelo verschwand im Sturmschritt durch den Salon.

Lidda warf sich schluchzend um den Hals des Vaters, der blaß wie eine Leiche wurde. Kalten Schweiß auf der Stirn und über den ganzen Körper zitternd, sank er auf einen Stuhl.

„Da siehst Du, Lidda! Das wagt er! Und in diesem Hause!“

Angelo stürmte durch die Stadt hinaus auf die Promenade, um Luft zu schöpfen und sich abzukühlen. Die Sonne war untergegangen, so daß er nur wenige Menschen traf. Er war verbissen zornig und ärgerte sich über sich selbst.

Fürchtete er Belladonna wirklich als Rivalen? Zweifelte er an Liddas Liebe und Treue? Wollte er sie verlieren? Behüte! Was sollte er überdies mit der Mutter anfangen, wenn Ernst daraus würde?

Allmählich kam ihm die Ueberzeugung, daß er eine Dummheit begangen habe.

Langsam schlenderte er zur Stadt zurück. Wie allabendlich kam ein Wagenzug in voller Karriere über den Korso herauf mit Passagieren des Abendzuges, der die Reisenden von den großen Strecken brachte.

Im letzten Wagen erkannte er Pamso. Er saß allein mitten im Wagen und rauchte an einer langen Zigarre mit einer Miene, als gehöre ihm das ganze Fuhrwerk. Angelo mußte lachen, als er, sich umwendend, seines Vaters abgelegte Kleider und Hut erkannte. Im übrigen machte er sich keine Gedanken darüber, daß Carmelas Caruso so fein daherfuhr. Am allerwenigsten ahnte er, daß er vergebens auf dem Bahnhof gewesen, um Assunta abzuholen.

Angelo spürte keine Lust, zum Essen heimzugehen. Ins Hotel Sellia wollte er auch nicht: dort speisten alle Junggefelln. Er begnügte sich zu Romeres, dem Konditor und Cafétier, zu gehen und ein Weißbrot zu einer Portion Fruchteis zu verzehren. Es war noch leer. Alle Welt war bei Tische. Er schlenderte auf die andere Seite des Korsos hinüber und nahm in einem der großen Rohrstühle des adeligen Klubs Platz. Dieser bestand nur aus einem einzigen großen Raum, der an einen Drittklassewartesaal eines Provinzbahnhofes erinnerte. Er hatte bloß den einen Vorteil, daß er zentral lag. Hier konnte man in den Lehnstühlen liegen und auf die Straße hinauspuddeln. Vier, fünf grauköpfige Herren lagen jeder in seinem Stuhl, halb schlafend oder vor sich hinstarrend wie ruhende Araber. Keiner von ihnen sprach oder verriet in irgendeiner Weise, daß Leben in ihm sei.

In dieser beruhigenden Gesellschaft verbrachte Angelo eine halbe Stunde. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, Pamso zu beobachten, der unablässig draußen auf und ab spazierte.

Endlich sah er auf seine Uhr, stand auf und schlenderte langsam über den Korso, wobei er die Beobachtung machte, daß es bei ihm daheim noch finster war.

Bei dem Gäßchen, das zum Gymnasium führte, sah er sich einen Augenblick um und ging darauf zu der Schule hinab, die vor der Einigung des Reiches Minoritenkloster gewesen war. Er fand das Tor der Verabredung gemäß bloß angelehnt. So konnte er ruhig hinaufgehen.

Der Bedell wohnte im ersten Stockwerk in einem kleinen Logis, das auf den Platz hinausging. Angelo klopfte an. Die Frau kam, öffnete, ohne Vorsicht anzuwenden und begrüßte ihn wie einen Bekannten.

In dem großen Zimmer, in dem das breite Ehebett stand, fand er Rufida und ihre Mutter. Erstere schien sehr überrascht, daß Angelo zu so einfachen Leuten komme; aber der Besucher erklärte, er komme im Auftrage seiner Mutter zum Bedell, der jedoch, wie seine Frau bedauernd erzählte, als Stadtmusikant einer anlässlich des San Calogerosfestes stattfindenden Probe beiwohnen mußte, die sich möglicherweise länger hinauszuziehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Thomas vom Brückenhof.

Es war heller Tag geworden, die Sonne war hinter den Bergen aufgestanden. Einige brachten Paul, der etwas zu sich gekommen war, nach Hause; allein konnte er nicht stehen.

Thomas ging mit Jesper weg, er setzte die Weine wie ein Löwe und brüstete sich. Ihm sollte noch mal einer kommen! Jesper wurde beinahe schlecht bei dem aufgeregten Prahlens des Freundes, nun sie doch allein waren.

Weit und breit wurde von dieser Schlägerei geredet und Paul bekam noch Spott zu den Giebeln, die er schon weg hatte. Thomas aber konnte sich mit seinem Siege dick tun.

Wer aber Jörgine kriegte, das war doch Paul. So endete es. Sie wollte ihn. Für Thomas hatte sie nur mehr Verachtung seit der Prügelei, sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Paul und Jörgine heirateten. Da keins von ihnen erstes Kind war, wurden sie drunten am Bach in einem Ausmärtlerhof untergebracht; der lag dem Brückenhof gerade gegenüber. Schulden mußten sie freilich mit dem Hofe übernehmen, aber sie waren ja jung und konnten sich emporarbeiten.

Paul und Jörgine lebten glücklich miteinander, jedes Jahr bekamen sie ein Kind. So verging die Zeit.

Zwischen den beiden Nachbarorten bestand kein Verkehr. Im Sommer gingen die Bewohner eines jeden Hofes für sich auf ihrer Wacheite und brachten ihr Heu unter Dach; sie sahen nicht herüber zu einander; auch das Gefinde konnte sich nicht vertragen.

Thomas vom Brückenhof verlegte sich auf den Pferdehandel. Er wurde ein brummiger, verdrießlicher Patron, den kein Mensch leiden mochte. Als ihm der Hof zusiel, verheiratete er sich.

So vergingen acht Jahre, ohne daß die beiden Männer sich noch einmal nach jenem Johannisabend wiedergesprochen hätten.

Da kam eines Spätmachmittags Thomas zu „Pauls“. Hastig trat er in die Stube, die von kleinen Kindern in jedem Alter wimmelte. Jörgine saß und wiegte den Jüngsten. Als sie Thomas erblickte, sank sie auf ihrem Sitz zusammen und starrte ängstlich auf den Besucher. Thomas blickte auf sie, dann auf all die Kinder und fragte kurz nach dem Mann.

Paul trat ein, sah in verstohlener Bewunderung auf den Besucher.

Aber als fünf Minuten um waren und der Brückenhofbauer wieder gegangen, da waren sowohl Paul als auch Jörgine stumm und liegen die Köpfe hängen. Thomas hatte eine Schuld gekündigt, die Papiere waren in seinem Besitz, er hatte sie angekauft.

Diese Sache erregte viel Aufsehen in der Gegend, man sagte Thomas Tücke nach. Aber er trieb nach, und Paul mußte Land verkaufen um sich zu retten.

Von da an ging es bergab mit Paul, er konnte die Ausgaben nicht erschwingen und Thomas sah ihm immer im Nacken. Da Paul die Hauptschuld hatte zahlen müssen, so hatte er noch Geld bar geliehen. Thomas veruchte, auch die Schuldscheine hiervon in die Hände zu bekommen, aber der Besitzer verkaufte sie ihm nicht. Da prozessierte Thomas mit dem Nachbar um das Recht zum Fischen im Bach. Nach zwei Jahren hatte Paul den Prozeß gewonnen, aber inzwischen das Viehschick, um das es sich gehandelt hatte, verkaufen müssen. Der Käufer veräußerte es gleich wieder an Thomas.

Das war noch nicht genug. Thomas ließ Paul wegen einer Feldscheide vor Gericht laden. Auch hier gewann Paul, aber er wurde arm dabei.

Auch kränklich wurde Paul um diese Zeit, er bekam in seinem Wesen jene bleiche Sanftmut, die nur Bitterkeit und Halsstarrigkeit verhüllen will. Wenn ihn jemand bedauerte, konnte er weinen und dann schimpfen. Wieder lag er im Prozeß mit Thomas, diesmal wegen unerlaubten Weidens auf fremdem Grund und Boden.

Die Sache war zweifelhaft, sie spielte schon über ein Jahr. Den Sommer lang war Paul unruhig. Im Herbst konnte das Urteil erwartet werden. Lautete es gegen ihn, so mußte er von Haus und Hof, das mußte er.

In dieses Jahr fiel die große Dürre, von der die Leute noch reden.

Vom Frühjahr an fiel kein Regen, abgesehen von ein paar Gewitterschauern, die nur auf der Oberfläche des Staubes plätscherten und den Erdboden ein wenig gesprengelt erscheinen ließen.

Bauern und Getreide warteten geduldig. Etwas wuchs es ja doch. Aber schlecht waren die Aussichten. Gegen den Sommer begann man leise davon zu sprechen, was wohl noch gerettet werden konnte. Man hatte also seine Ansprüche sehr zurückgeschraubt. Regen kam nicht.

Auf den Aedern stand das Getreide krank, der Hafer war einen Finger lang, der Roggen sah aus wie gebleichtes Heu, die Hälfte der Aehren war leer. Draußen, auf den mageren Aedern am Fjord, war fast nichts.

Lange fuhr man noch fort, zu hoffen, daß ein Regen die Ernte retten könnte, aber schwächer und schwächer wurde die Hoffnung, sie erstarb fast, ebenso wie die Aehren auf dem Felde.

An dem Tage, als endlich Regen kam — es war schon hoch im Juli — hatte die Sonne wie an allen Tagen vorher von Morgen an unersättlich gesengt, und aller Stimmung war gedrückt. Die Sorge trieb die Menschen zueinander hin, sie schlossen sich aneinander. Vor des Dorfschulzen Hause stand eine Gruppe Männer und erörterte die Aussichten. Man sprach leise, als wenn jemand gestorben wäre, dicht zusammen stand man, Ratlosigkeit war in aller Mienen. Furcht und Gram ließ die Gestalten noch gebückter als sonst erscheinen. Die Leute sahen zum Himmel auf, aber keine Wolke wurde sichtbar.

In jedem Hause lag das Fieber der Enttäuschung unter den Zimmern, hinter den Fensterscheiben tauchten bekümmerte Gesichter auf und schauten empor. Was sollte werden? Der Anblick draußen konnte auch wohl einen Menschen zur Verzweiflung bringen. Wie lange Wilder von Jammer und Demütigung lagen die Felder da.

Aber gegen Mittag wurde es kühl, dicke Wolken zogen hurtig von Westen herauf, kamen angeschwommen wie schwarze Giganten, die die Arme vor sich ausgestreckt halten. Fassen konnte man es kaum. Als die ersten Tropfen fielen, konnte sich niemand der Bewegung erwehren. Ja, der Regen begann herabzugießen. Anfangs schien die Sonne noch und der Regen kam hoch von oben aus der Luft in langen, glänzenden, lichtgoldenen Strahlen. Feuer und Funken stob es vom Getreide, und über den Wegen stand ein feiner Nebel aus Wasserstaub. Ein rechter Sonnenregen — jeder Tropfen funkelte von Licht.

Wie froh die Menschen wurden! Ruhige Männer eilten aus den Türen und riefen dem Nachbar Hallo zu, sie mußten es ihm

sagen, mußten hin. Auf halbem Wege begegneten sie sich und blieben im Regen stehen. Die Kinder, die sich von der Stille der Großen bedrückt gefühlt hatten, wurden ganz und gar ausgelassen. Nun konnte ja noch alles gut werden. Die Männer drückten sich die Hände, einige verstedten sich und dankten in der Stille Gott. Sie hätten sich nicht zu verbergen brauchen, alle waren sich stillschweigend einig, daß heute ein Gefühlsausbruch gestattet wäre. Nachher mußte man das wieder vergessen.

Paul Sörensen war auf dem Felde, als der Regen kam. Unendlich froh war er. Länger hätte sein Getreide es nicht aushalten können.

Solange die Sonne noch schien, zweifelte er, aber als die Wolken sich schlossen und es zu ordentlich aufweisendem, dauerndem, fruchtbarem Regen kam, gab er sich völlig der Freude hin. Langsam ging er im Regen nach Hause, hob das Gesicht und ließ das kühle Raß darüber laufen und seine Augen blenden, die Hände hielt er hin und ließ es darauf plätschern. Mit innerer Lust ließ er sich bis auf die Haut durchnässen.

Da Pauls Grenze an die des Brüdnerhofsbauern stieß, traf er beim Heimgehen seinen Feind. Thomas kam das Hafersfeld entlang, wo sich das Getreide neigte und die Feuchtigkeit trank und fast im selben Augenblick ergrünte. Als Paul ihn sah, überwältigte ihn seine Freude, er hatte zur ganzen Welt Vertrauben gefaßt und meinte, alles müßte sich noch zum Besten wenden. Aber als er in Thomas Nähe gekommen war, wußte er doch nicht, was er eigentlich wollte; vielleicht hatte er nur den Drang, einen Menschen zu treffen und seine Freude und seine Hoffnung mit ihm zu teilen. Er blieb stehen und sah Thomas mit leuchtenden Augen und verlegener Freude an.

Thomas sah ihn und setzte seinen Weg in demselben Tempo fort.

„Dreckkerl!“ zischte er leise, aber mit heißender Bosheit. Seine Zähne wurden sichtbar, die Augen stachen vor Haß. Weiter ging er.

Jetzt erst kam es Paul zum Bewußtsein, daß er sich hatte mit Thomas versöhnen wollen. Er wurde wütend, bebte vor Verdruß. Er stand einen Augenblick still und sah hinter Thomas breitem Rücken, der sich langsam entfernte, her, dann ging er nach Hause. Als er einige Schritte gegangen war, brach er in Tränen aus, weiter schwankte er mit krummem Rücken.

Im Herbst fiel das Urteil. Paul verlor und mußte den Hof verlassen. Niemand konnte ihm mehr helfen, er gab seine Sache verloren.

Damit die Familie nicht geradezu dem Kirchspiel zur Last fiel, sorgte man, daß Paul eine Wohnung und etwas Ader wieder bekam; dürftig war's nur, Paul mußte auf Arbeit gehen. Und der Gram triefte ihn, er lag die meiste Zeit zu Bett.

Die größeren Kinder dienten, aber fünf Mäuler waren noch im Hause satt zu machen, und wieder war Jorgine guter Hoffnung. Es war mit ihr, Hans Nielsens Tochter, jetzt soweit gekommen, daß sie mit einem Eimer bei den Bäuerinnen rund gehen und Wildbrett erbetteln mußte.

Anfangs hielt sie sich vom Brüdnerhof fern. Aber als sie einmal nirgend sonst was bekommen konnte, ging sie doch hin. Und dann war sie öfters da, wenn sie in der Klemme saß. Sie wußte, Thomas weigerte sich nicht, ihr was zu geben. Schelte und Ermahnungen, die bei diesen Gelegenheiten für sie abfielen, nahm sie mit in Kauf.

Eines Tages, als Gäste in der Stube waren, bot Thomas Jorgine Geld an. Sie nahm es und freute sich darüber. Thomas hatte es ihr jedoch nur angeboten, weil er glaubte, sie würde nein sagen. Als er es nun herausrüden mußte, warf er ihr in starken Ausdrücken ihre Fruchtbareit vor. Wenn sie so blutarm wären, müßten sie sich doch beherrschen können, obgleich — er wandte sich zu den Gästen — arme Leute wohl kein anderes Vergnügen hätten.

Pauls Familie erging es recht kläglich, schließlich mußten sie doch die Hilfe des Kirchspiels in Anspruch nehmen. — Thomas vergab und vergaß aber nicht. Als Paul gestorben war, machte er sich über die Kinder, bezichtigte einen der Söhne des Diebstahls, verleumdete die anderen. Viel richtete er jedoch nicht aus damit, weil er bei den Leuten verhaßt war; er lebte mit den meisten im Unfrieden, immer hatte er Prozesse mit mehreren. Er scheute sich nicht, direkt auf einen Hof zu gehen und den Besitzer anzuranzeln, jedem Menschen sagte er die unangenehmsten Dinge gerade vor den Kopf. Frau und Kinder hatten es auch nicht zum besten bei ihm.

Er lebte aber in großem Wohlstand; er handelte mit Vieh und betrog, daß es den Leuten gelb und grün vor den Augen wurde. Es war ihm eine Kleinigkeit, einem Häusler eine Kuh anzudecken, die nachher bedeutende Fehler aufwies. Es war bekannt, daß er seinen alten Vater ums Allenheil gebracht hatte, so daß er bei dem Schwiegerjohn Zuflucht suchen und bei dem sterben mußte.

Aber wunderbarlich ging es doch mit dem Brüdnerhofsbauer zu, er wurde doch noch ausgelacht, ehe er ein Ende nahm.

Thomas hatte eine Zeit lang gehustet, nach einem Winter sah er recht schlecht aus. Endlich kriegte seine Frau ihn zum Arzt.

„Ja,“ sagte Doktor Eridsen, „Zur Bauern kriecht so lange zwischen Euren Kühen herum, bis jeder zweite von Euch Tuberkeln hat. Sie haben die Lunge proppen voll, es steht faul mit Ihnen!“

Thomas erwiderte nichts, er ging nach Hause, nahm die

Arzneien. Kein Wort sprach er lange Zeit hindurch. Aber der Guste verschlimmerte sich, der starke Mann war bald abgemagert. Wieder ging er zum Arzt und ließ sich gründlich untersuchen.

„Wie lange kann ich noch leben?“ fragte er dann barsch und sah dem Arzt ins Gesicht.

„Wenn Sie vernünftig leben, können Sie noch ein Jahr leben, vielleicht auch zwei!“

„Was ist vernünftig?“ fragte Thomas höhnisch lachend.

„Sie müssen sich vor Aufregung hüten, vor allen Dingen aber vor Erkältungen!“

„Ja, dann ist es alles einerlei!“ sagte Thomas und nahm seine Mütze. Er kam nach Hause und war wie eine Gewitterwolke. Bisher hatte er wie ein anständiger Mensch gelebt, aber an dem Tage nach der Konsultation fuhr er ins Wirtshaus — das Gehen fiel ihm schon schwer — und kam knüppelduhn nach Hause. Sein eingefallenes Gesicht war totblau, als man ihn brachte. Es ging aber noch solcher Respekt von ihm aus, daß man ihn trotz seiner Bewußtlosigkeit mit größter Ehrerbietung behandelte

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. A. Hesse. „Aus Natur und Geisteswelt.“ (Verlag Teubner. Mit 37 Figuren im Text. Preis geb. 1,25 M.)

Die Entwicklungs- oder Abstammungslehre behauptet, daß die jetzt lebenden Pflanzen und Tiere veränderte und umgebildete Nachkommen von Pflanzen und Tieren sind, die in früheren Zeiten die Erde bewohnten. Seit dem Jahre 1859, als Darwin sein Buch „Ueber die Entstehung der Arten“ veröffentlichte, hat die Abstammungslehre der ganzen biologischen Forschung die Richtung gegeben; kein Zweig der Forschung ist von der Abstammungslehre unbeeinflusst geblieben. Dem entspricht aber nicht die Verbreitung der Ideen der Abstammungslehre im Volke. Die größte Schuld fällt hier der Volksschule zu. Der in seinem Dunkel sich spreizende „Mittelstand“ zieht gegen die Abstammungslehre mit dummen Gemeinplätzen über die Weisheit des Schöpfers und die göttliche Natur des Menschen zu Felde. Der Arbeiter beugt ehrfurchtsvoll sein Haupt vor der Majestät der wissenschaftlichen Forschung und begreift, daß es die Abstammungslehre ist, die das Recht auf ihrer Seite hat. Aber eine Kenntnis der Grundlagen der Abstammungslehre wird man auch beim Arbeiter nicht immer finden. Gar mancher sagt sich, daß „der Mensch vom Affen abstammt“, und damit ist die Sache abgetan. Das Büchlein von Hesse, das nunmehr in dritter Auflage erschienen ist, kann einem jeden als vorzreffliche Einführung in die Abstammungslehre in die Hand gegeben werden. Wer es aufmerksam liest, tut einen Einblick in die Werkstätte wissenschaftlichen Forschens und Denkens und wendet von nun an andere Wege auch in seinem eigenen Denken.

Das Büchlein gliedert sich in zwei Teile. In dem ersten bespricht der Verfasser die Tatsachenreihen, die die Abstammungslehre als eine unumstößliche Wahrheit, als einzige Erklärungsmöglichkeit für diese Tatsachen erscheinen lassen. Die Herauentwicklung einer neuen tierischen Form ist ein langsamer Prozeß, der sich nicht unmittelbar beobachten läßt. Wenn wir auch direkte Beweise für die Veränderlichkeit, für die Unbeständigkeit der Arten haben, so müssen wir jedoch im großen ganzen uns auf indirekte Beweise beschränken. Die Systematik, die vergleichende Anatomie, die Embryologie (Reimesgeschichte), die Paläontologie (Versteinerungsfunde) und die Tiergeographie (die Hesse in den einzelnen Kapiteln bespricht) liefern uns eine erdrückende Fülle von Tatsachen, die nicht anders als durch die Annahme einer stufenweisen Entwicklung erklärt werden können. Es sei besonders hervorgehoben, daß Hesse in seiner Darstellung nur solche Beispiele wählt, die einem jeden geläufig sind, das Gedächtnis nicht belasten, sondern nur an das Verständnis des Lesers appellieren. Es sind Beweise, die sich dem denkenden Menschen geradezu aufdrängen. Wer kennt nicht den Walfisch, dieses Säugetier des Meeres, den Seehund, den Pinguin? Alle reden sie eine eindringliche Sprache im Sinne der Abstammungslehre. Wir lernen ihren Bau verstehen, nur wenn wir die Annahme machen, daß sie von landlebenden Tieren abstammen, die eine den neuen Lebensbedingungen im Wasser entsprechende Umwandlung einzelner Körperteile erfahren haben, so daß sie zu ganz neuen Arten wurden. Aus der Reimesgeschichte sei auf das Beispiel der Entwicklung des jungen Frosches aus dem Froschei hingewiesen: sie sagt uns eine ganze Menge über die Abstammung des Frosches. Die kienematende fischähnliche Kaulquappe wird zum landlebenden luftatmenden Frosch. Wie könnten wir uns diese Schöpferlaune anders erklären als durch die Annahme, daß der Frosch von fischähnlichen Vorfahren abstammt? Unter den Knochenresten und Abdrücken von Tieren, die wir in den verschiedenen Schichten der Erdrinde vorfinden, ist es vor allem der befiederte Urvogel, der Archäopteryx, der unser Interesse wachruft. Er hat Zähne in den Riefen und Krallen an den Vordergliedmaßen (seinen Flügeln) wie die Eidechsen, die Reptilien, und auch sonst spricht der Skelettbau des Urvogels für

seine Verwandtschaft mit den Reptilien. Wenden wir uns zur Tiergeographie, der Wissenschaft von der Verbreitung der Tiere auf der Erde, so stoßen wir wieder auf Tatsachen, die nur durch die Abstammungslehre eine Erklärung finden: es sei denn, der Schöpfer hätte seine bösen Launen wie Serenissimus in Dingsda.

Die Abstammungslehre gilt auch für den Menschen. Sein Bau, seine Keimesgeschichte und schließlich Knochenreste aus früheren Erdperioden weisen darauf hin. Wenn wir auch noch nicht mit Genauigkeit wissen, in welcher Periode der Erdgeschichte sich der Stammbaum des Menschen von dem des Affen abzweigte, so steht es doch fest, daß beide nahe Blutsverwandte sind. Sind doch zu Anfang der neunziger Jahre auf der Insel Java Knochenreste gefunden worden, die einer Art anzugehören scheinen, welche zwischen Mensch und menschenähnlichen Affen (Gorilla, Schimpanse, Orang und Gibbon) steht: es ist der „aufrechtgehende Affenmensch“. — In allerjüngster Zeit ist eine höchst wichtige Tatsache entdeckt worden, die unzweifelhaft für eine direkte Blutsverwandtschaft zwischen Affe und Mensch, im wörtlichen Sinne des Wortes, spricht: es ist der Nachweis geführt worden, daß das Blut des Menschen dem der menschenähnlichen Affen genau so gleich, wie etwa das Blut des Pferdes dem des Esels.

Im zweiten Teile seines Wüchleins behandelt Hesse die Frage nach dem Wie der Entwicklung, die Frage, auf welche Weise die Arten allmählich Veränderungen erfahren konnten, so daß uns schließlich eine ungeheure Mannigfaltigkeit, eine bewundernswürdige Anpassung an die verschiedenartigsten äußeren Lebensbedingungen, eine erstaunliche Zweckmäßigkeit im Bau der Lebewesen entgegentritt. Darwin führte die Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl“ ein, die im ständigen Kampfe ums Dasein kurzelt und ein Ueberleben, eine „Auslese“ der passendsten Individuen innerhalb einer Art bewirkt. Diese vererben auf ihre Nachkommen die angeborenen Veränderungen, die ihnen zum Siege über ihre Artsgenossen verhelfen. So entsteht eine neue Art, die in ihrem Bau eine größere Zweckmäßigkeit aufweist als die alte, verdrängt. Aber so manche Tatsache weist darauf hin, daß die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl allein zur Erklärung nicht genügt: es kommen neben ihr noch andere Momente mit in Betracht. Diesen Fragen sind die Abschnitte „Kritik der Zuchtwahllehre“, „Von den Ursachen der Veränderungen lebender Wesen“ und „Ueber die Vererbbarkeit der Eigenschaften“ gewidmet. Es handelt sich um Fragen, die für das Wie der Entwicklung von der allergrößten Bedeutung sind und ihre endgültige Erledigung noch lange nicht gefunden haben. — Im letzten Abschnitt kommt die Frage nach dem Ursprung des Lebens auf der Erde zur Sprache.

Der zweite Teil des Buches ist der Natur der Sache nach viel schwieriger als der erste, er stellt an das Verständnis, die Aufmerksamkeit und die Ausdauer des Lesers schon gewisse Anforderungen. Aber um in das Problem der Abstammungslehre einzudringen, müssen schließlich auch diese schwierigeren Dinge verdaut werden. Der billige Preis des Buches gestattet seine Anschaffung, und damit ist die Möglichkeit gegeben, immer wieder nachzuschlagen und halb Vergessenes und nicht ganz Verstandenes aufs neue nachzulesen. Für manches, das in Hesses Wüchlein zu kurz gekommen ist, dürfte die kleine Schrift von Bölsche: „Die Entwicklungslehre im XIX. Jahrhundert“ (John Edelheims Verlag, Preis 30 Pf.) als Ergänzung dienen.

Zum Schluß sei dem Berliner Arbeiter ans Herz gelegt, den praktischen Anschauungsunterricht zu genießen, den ihm die geordneten Sammlungen des Berliner Naturhistorischen Museums gewähren. Wohl alle Beispiele, die Hesse im ersten Teile seines Buches nennt, sind dort vertreten (Walfischskelett, Archäopteryx usw.).

**Technisches.**

**Selbstklassierende Elektrizitäts-Zähler.** Auch bei den Meßapparaten, mit deren Hilfe der Verbrauch an Elektrizität festgestellt wird, hat sich das Bedürfnis gezeigt, Automaten zu konstruieren, die in ähnlicher Weise wie die Gasautomaten nur nach Zahlung eines bestimmten Betrages die Entnahme einer gewissen Menge Elektrizität auf eine gewisse Zeit gestatten. Ein eigenartiger Zähler dieser Art wurde in letzter Zeit in England patentiert. Er ist für solche Stromabnehmer bestimmt, die für jeden Monat eine Pauschalsumme für die Entnahme von Elektrizität zahlen. Er ist so eingerichtet, daß der Konsument keinen Strom erhält, bevor er nicht den für den nächsten Monat entfallenden Pauschalbetrag in den Zähler eingeworfen hat. Das Geld kann dann von dem Beamten des Elektrizitätswerks zu einer beliebigen Zeit abgeholt werden. Solche Pauschalverbraucher haben oft das Bestreben, möglichst viel Strom zu verbrauchen. Die Elektrizitätswerke setzen daher in der Regel eine obere Stromgrenze fest, die nicht überschritten werden darf. Um den Konsumenten zu zwingen, diese Grenze nicht zu überschreiten, hat die Technik sogenannte Strombegrenzer geschaffen. Diese Strombegrenzer bilden ein vorzügliches Erziehungsmittel zur Ehrlichkeit, da sie beim Ueberschreiten des zulässigen Höchststromes ein unerträgliches Klimmern im Rhythmus verursachen, das solange andauert, bis soviel Lampen ausgeschaltet sind, daß der Stromverbrauch seinen normalen Wert erreicht hat.

**Uebersführung von Diamanten in Koks.** Während Remoine die leichtgläubigen Pariser längere Zeit an der Nase

herumführte und ihnen erzählen konnte, daß er die berühmte Formel, Diamanten aus Kohle herzustellen, gefunden hätte, ist es zwei Naturforschern gelungen, das Experiment in umgekehrter Richtung auf interessantem Wege durchzuführen. Es ist bekannt, daß man Diamanten, die nur aus Kohlenstoff bestehen, durch einfaches Verbrennen in Kohle verwandeln kann. Zwei englische Naturforscher haben aber Diamanten in Koks dadurch übergeführt, daß sie sie mittels Kathodenstrahlen, jenen geheimnisvollen elektrischen Strahlen, die vom negativen Pol einer Stromquelle unter bestimmten Bedingungen ausgehen, bestrahlten. Es wurden zwei 5 Millimeter große Stücke Diamant mit solchen Strahlen behandelt. Die Stücke wurden zuerst rot, dann weißglühend. Bei 8000 Volt Spannung sprangen kleine Fünkchen ab, während bei 11 200 Volt und einer Temperatur von 1800 Grad die Verwandlung in Koks vollendet war. Dieses Experiment hat natürlich nur wissenschaftlichen und keinen praktischen Wert.

**Entstaubungsapparat für Kohlenruben.** Zu den gefährlichsten Feinden für die Sicherheit der Kohlenruben und Kohlenarbeiter gehört der Kohlenstaub, der leicht zu den schwersten Kohlenstaub-Explosionen Anlaß geben kann. In der Regel wird jetzt der Entwiklung dieses Kohlenstaubes durch Besfeuchten entgegengetreten. Man hat jedoch gefunden, daß dies Verfahren unter Umständen die Gefahr nur steigern kann, weil der besprengte Kohlenstaub nach der Abtrocknung leichter zersetzbar, feiner und daher mehr explosibel wirkt. Man hat daher Versuche gemacht, den Kohlenstaub mit Hilfe des Absaugeverfahrens, das jetzt vielfach zum Entstauben von Wohnungen, Teppichen usw. benutzt wird, zu bekämpfen. Es wird dabei in der Weise verfahren, daß man in der Grube an geeigneten Stellen Reile der Strecke ausbetoniert und diese Stellen mit dem Entstaubungsapparat vom Kohlenstaub freihält. Eine etwa eintretende Explosion macht, wie die Erfahrung gelehrt hat, an dieser Stelle Halt. Mit Hilfe dieses Entstaubungsapparates kann der Staub auch von allen Klüften sowie vom ganzen Ausbau abgesaugt werden. Der abgesaugte Staub wird Koksöfen oder einer Wrikettfabrik zugeführt. Der Entstaubungsapparat kann entweder elektrisch oder durch Druckluft angetrieben werden. Dem ganzen Verfahren wird nachgerühmt, daß es billiger und wirksamer als die oben erwähnte Veriejelung sei.

**Das Schweben der Vögel.** Die Mechanik des Vogelflugs hat für die Aviatiker (Flugtechniker), die das Flugproblem mittels Vorrichtungen von größerem Gewicht als das der verdrängten Luftmenge zu lösen suchen, zum Ausgangspunkt gedient. Obgleich nun heute das Problem des Drachenfluges durch Farman, Delagrange und andere grundfächlich gelöst worden ist, bietet der Vogelflug immer noch eine ganze Reihe unaufgeklärter Momente, worunter eines der dunkelsten das unbewegliche Schweben gewisser Vogelarten im Luftmeer ist. Das Tier ruht dabei mit ausgespannten Flügeln unbeweglich im Raume wie ein Papierdrache am Ende seiner Schnur, die von dem aufstrebenden Winde angespannt wird. Aber ein Geier, der viele hundert Meter hoch in der Luft schwebt, hängt an keiner Schnur. Das erschwert die Deutung so sehr, daß manche Physiker an der Erklärung verzweifelten und die Ansicht vertraten, daß geheimnisvolle, dem jetzigen Stande unserer Forschung noch unzugängliche Kräfte im Spiele seien. Marcel Deprez veröffentlicht nun in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften eine höchst einfache Erklärung, die er durch das Experiment bestätigt gefunden hat, und leitet aus ihr interessante Schlussfolgerungen für neue Möglichkeiten der Luftschiffahrt, nämlich die Konstruktion von Segel-Luftfahrzeugen, ab. Er weist zunächst nach, daß in einer genau horizontalen Luftströmung ein Vogel niemals unbeweglich schweben kann. Die Auftriebskraft würde sich in zwei Komponenten zerlegen, deren eine, von unten nach oben gerichtete, dem Körpergewicht des Tieres das Gleichgewicht hielte, während die andere es in der Richtung des Luftstromes weitertrieb. Anders verhält sich die Sache jedoch, wenn die Luftströmung eine leichte Abweichung in aufsteigender Richtung zeigt, die im Sinne des Uhrzeigers eine negative Größe darstellt und mit der Horizontalen einen Winkel von etwa 10 Grad einschließt, und wenn die Tragfläche gleichfalls, aber in einem kleineren Winkel zur Horizontalen, schräg steht. Nimmt man dann die Zerlegung der Auftriebskraft vor, so bleibt zwar die vertikale Komponente, die der Schwere des Vogels das Gleichgewicht hält, unverändert. Dagegen wirkt die horizontale jetzt gerade in entgegengesetzter Richtung zur Luftströmung, d. h. sie gibt der Tragfläche einen Impuls, gegen den Wind zu schweben. Diese Kräfteverteilung kann nun eine derartige werden, daß sich alle Bewegungsimpulse ausgleichen und nur die vertikale Komponente übrigbleibt, d. h. daß der Vogel unbeweglich schwebt. Der Versuch hat diese Auffassung gestützt. Eine geräumige Tragfläche, die an einem Wägelchen angebracht ist, das auf einer wenig abfallenden schiefen Ebene läuft, bewegt sich, wenn man von unten her den Luftstrom eines Ventilators wirken läßt, nicht davon weg, sondern ihm entgegen die schiefe Ebene empor. Die praktische Folge ist der Ausblick auf Luftfahrzeuge mit Segeln, die dem Winde allein Auftrieb und Manövrierfähigkeit danken und sich frei bewegen können, solange Wind vorhanden ist.